

Werk

Titel: Der Dom in Walbeck

Ort: Berlin

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0001 | log14

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

prachtvolle Deckenmalerei mit reich geschlungenen Ornamentfeldern und broncefärbigen Kaisermedaillons, in anderen Häusern Verwandtes. Streifzüge bis nach Westpreußen ergaben verschiedenstes Material, und so ist heute wenigstens im Abbild eine Menge von Mustern in jenem alten Hause wieder festgelegt, deren Vorbilder in kurzer Zeit den zahllosen Vorgängern in die Vernichtung gefolgt sein werden.

Aber dabei empfand man schwer: kein Mensch noch hat sich um diese alten Reste gekümmert: ja man findet überall ein Verdienst darin, das alte schmutzige Zeug so bald als möglich verschwinden zu lassen, da es nur durch Vernachlässigung der Gebäude überhaupt noch da ist. Selbst aus Liebhaberei macht man keinen Unterschied, ob das etwa noch gothisch ist (Kattentische Gießerei in Hildesheim, Lüneburger Rathhaus) oder frühe oder späte Renaissance, es ist ganz einerlei. Und in Museen, in Büchereien ist keine Spur davon anzutreiben. Im Berliner Kunstgewerbe-Museum wurde mir durch die Güte der Direction eine einzige kleine ornamental bemalte Tafel nachgewiesen. In Büchern findet man rein nichts darüber, höchstens in irgend einem Ornamentsammelwerk eine Kleinigkeit. Und dabei verschwindet, was noch da ist, überall mit Windeseile. Wo bei einer Herstellung etwas aufgedeckt wird, paßt es den Herren Restauratoren gewöhnlich nicht, wenn es nicht wenigstens 500 Jahre alt ist. Die Pläne sind meist vorher festgestellt, die Arbeiten sind vergeben, besondere Mittel für so eine Herstellung, die auch eigene Kräfte fordert, nicht mehr da, vielmehr schließt der Anschlag meist mit einem kleinen noch zu deckenden Fehlbetrag, und anstatt die Sachen dann wieder einfach überzustreichen, um die Ausführung des jetzt nicht Möglichen einer künftigen Zeit zu überlassen, hackt man Malerei und Putz bis auf die Mauern herunter, „weil der Putz doch so gar schadhafft ist“ (Gelnhausen, Rostock,

Hannover usw.)! Man nimmt die Sachen auch gewöhnlich nicht einmal auf oder paust sie durch: denn das könnte später gegen einen zeugen. Und wenn man dann wirklich eine gemalte Innen- oder Außendecoration im alten Stile zu leisten hat, wo findet man die Vorbilder? Gibt es auch nur eine Veröffentlichung über spätgothische Decorationsmalereien, die man studiren könnte? Ueber Renaissance natürlich so gut wie gar nichts.*) Kurz, ein großer Schatz ward bereits verthan, und gegen seine Reste geht man immer noch mit unerbittlicher Grausamkeit vor. Wann wird endlich ein Gebot ergehen, in Erz gegraben, lautend:

Jedes alte herzustellende Gebäude ist vor Beginn der Herstellung überall auf das Vorhandensein alter Bemalung zu untersuchen, an Wänden, Decken wie an Holz- und Steinwerk. Es ist verboten, solche bei der Herstellung zu zerstören. Fehlen die Mittel, so sind die Malereien mit einer schützenden Farbschicht wieder zu überziehen nachdem sie im Maßstab 1:10 farbig copirt und mit schwarzen Umrisen auf durchsichtigem Papier — nicht Pauspapier — durchgezeichnet sind.

Geschieht das noch zeitig, so wird das deutsche Volk mit Staunen inne werden, daß ihm auch heute noch eine gewaltige Fülle alter Wand- und Deckenmalerei geblieben ist, von Karolinger Zeit an (Steinbach) bis in unser Jahrhundert hinein. Und das so lückenhafte Kleid unserer alten decorativen Kunst ergänzt sich plötzlich zu einem glänzenden Prachtgewande.

Hannover, November 1898.

Albrecht Haupt.

*) Einzelne „Schwalben“, wie das Werk über das Schmalkaldener Schloß oder die Trausnitz, nehme ich natürlich aus, sie machen keinen Sommer mehr.

Der Dom in Walbeck.

Etwa anderthalb Stunden nördlich von Helmstedt, von dieser Stadt durch die Hügel des Lappwaldes getrennt, über welche sich die braunschweigisch-preussische Grenze hinzieht, liegt der Flecken Walbeck. Hat man am Schlusse der Wanderung durch die prächtigen Forsten die letzte Höhe erreicht, so sieht man den Ort vor sich in dem amuthigen, nach rechts und links sich weit hinstreckenden Thale der Aller liegen, das nach Nordosten von einer Kette baumärmer Hügel begrenzt wird. Auf der Höhe gerade über dem Flecken aber gewahrt man eine ziemlich unförmige, weder durch schönen Umriß noch durch Größe erfreulich wirkende Masse: die Ruine des Domes von Walbeck, den einzigen Ueberrest eines einstmaligen blühenden und mächtigen Stiftes. Der erste Anblick, der den meisten Besuchern auf die geschilderte Art zu theil wird, bereitet eine Enttäuschung. Wer nicht vorweg von dem Zustande der Ruine unterrichtet ist, erwartet danach, dort oben einen Haufen wüster Trümmer vorzufinden. Diese Erwartung begleitet ihn auf dem Wege den Berg hinauf, bis sich plötzlich und überraschend der Blick auf die mächtige Nordseite des in fast unmittelbarer Nähe stehenden Bauwerkes aufthut (s. d. Abb. auf S. 17).

Der Dom von Walbeck ist eins der ältesten deutschen Bau- und Kunstdenkmäler; er ist wahrscheinlich bald nach 1011 nach dem Muster der Reichenauer Stiftskirchen und in naher Verwandtschaft mit der Klosterkirche von Huyeburg*) als dreischiffige Pfeiler- (oder Säulen?) Basilika erbaut worden. Der Grundriß zeigte ursprünglich durchaus strenge Maßverhältnisse, die aber bald durch Erweiterungen und Veränderungen in höchst merkwürdiger Weise entstellt wurden. Der Bau wurde zuerst nach Westen verlängert. Das Langhaus erhielt dadurch die zur Herstellung des in Niedersachsen üblichen Schemas die Länge von 21 m. Bei dieser Verlängerung wurde die Westapsis, welche die Kirche höchst wahrscheinlich schon von Anfang an besaß, vermuthlich mit hinausgerückt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts riß man sie nieder, um einen Thurmbau herzustellen, den man, weil er, vor das bestehende Langhaus gesetzt, keinen Platz gehabt hätte (das Gelände fällt dicht vor der Kirche steil ab), in den westlichen Theil der Kirche hineinrückte, wobei die dort befindlichen Bögen theilweis zerstört werden mußten. Dieser von zwei Thürmen bekrönte Bau war in seinem Innern unten in drei Abschnitte getheilt, nämlich in eine breite Mittelhalle, die sich mit zwei schmalen Bögen gegen das Langhaus öffnete, und zwei schmälere Seitenhallen. Ueber der unteren Bogenstellung spannte sich ein gleich jener noch jetzt, und zwar in vorzüglichem Zustande erhaltener, großer Bogen über die ganze Breite des Mittelschiffes hin. Unter

ihm befand sich im Innern des Thurmbaues eine große Empore. Aber schon im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden die Thürme wieder abgebrochen, die Bögen, mit Ausnahme des einen der beiden kleineren unten, vermauert, die verloren gegangene Empore durch Anbringung mehrerer solcher nördlich und südlich an der Ostseite des Gebäudes ersetzt. Verschiedene dieser Zuthaten, auch andere Veränderungen, darunter die der beiden Fenster im nördlichen Kreuzarme in ein einziges, rühren erst aus später gothischer Zeit her.

Nachdem in diesem Dome noch dem Könige Jérôme gehuldigt worden ist, hat man ihn seitdem verwaarloosen lassen, in ziemlich neuer Zeit des Daches beraubt und als Steinbruch benutzt. Sein Zustand ist infolge dessen heute sehr wenig erfreulich. Fast vollständig erhalten sind nur die beiden Wände des Mittelschiffes sowie die des nördlichen Kreuzarmes, die dem südlichen Kreuzarme eingebaute Empore und die Sacristei. Von den Außenwänden der Seitenschiffe steht noch etwa die untere Hälfte, von der Thurmwand ein stattlicher Rest. Die Hauptapsis ist in einem Mauerreste deutlich erkennbar, der aber gegenwärtig in Schutt und Trümmern von außen und innen versteckt liegt, sodafs der östliche Abschluss der Kirche einem Walle ähnlich sieht. Erhalten sind endlich noch vollständig die beiden großen Gurtbögen, welche die Vierung einerseits vom Langhaus, anderseits vom Chore trennen. So steht das Bauwerk da, von Rissen durchzogen, die Längswände mit sichtbarer Ausweichung nach Norden, die Schlusssteine der Bögen gelockert und nach unten gesenkt, das Innere angefüllt mit Trümmern, in denen schon nicht mehr Unkräuter, sondern Sträucher wuchern, seitdem nach Beseitigung des Daches die Nässe ungehindert überall eindringen kann. Wenn auch, wie mir versichert wurde, Steine von der Ruine jetzt nicht mehr entführt werden dürfen, so wird doch durch Frost, Sturm und Pflanzenwuchs die Baufälligkeit in nicht mehr langer Zeit derart zunehmen, daß bald nur noch die untersten Theile auch der gegenwärtig noch erhaltenen Mauern stehen werden. Und dann wird unsere Provinz um eins ihrer wichtigsten Bauwerke ärmer sein, um eine Ruine, die auch in ihrem jetzigen traurigen Zustande noch einer der stolzesten Reste unserer künstlerischen und geschichtlichen Vergangenheit ist.

Sehr erfreulich ist es, daß die Provincialcommission zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler der Provinz Sachsen dieser wichtigen Sache ihr Interesse neuerdings zuwendet. Auf Veranlassung ihres geschäftsführenden Ausschusses ist eine Besichtigung der Ruine durch Sachverständige vorgenommen und eine, allerdings nur überschlägige Kostenberechnung aufgestellt worden. Diese hat ergeben, daß die Sicherung des gegenwärtigen Zustandes — an etwas mehr zu denken, verbietet sich — mit einem Aufwande von etwa 4000 Mark zu erreichen wäre.

Magdeburg.

O. Doering.

*) Vgl. Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Heft 20: Kreis Gardelegen, S. 161 ff. Auch Brinkmann im „Centralblatt der Bauverwaltung“ 1897, S. 185 usw.